



Dorothea Kolland

Kulturelle Infrastruktur – reloaded



Meine eigene Profession, die der Kulturarbeiter insbesondere im kommunalen Bereich, würde ich verraten, wenn ich nicht dafür plädieren würde, überall dort, wo Menschen zusammenleben, Orte und Räume vorzuhalten, die eine kulturelle Nutzung ermöglichen: Präsentation von Kunst, dem „harten Kern“ eines kulturellen gesellschaftlichen Lebens, benötigt Räume – nach Möglichkeit geeignete. Und dieses kulturelle Leben macht die Seele eines Gemeinwesens aus. Und doch tue ich dies nicht mehr mit dem gleichen Druck und Nachdruck, mit dem ich viele Jahre lang in meiner „Heimatkommune“, dem Bezirk Neukölln von Berlin, agierte, wo aus dem Nichts Voraussetzungen für zunächst verschüttetes kulturelles Leben zu schaffen waren.

Zu oft erlebte ich in meiner engeren und weiteren Umgebung, wie mit großem Aufwand neue „Stadtkronen“ gebaut bzw. erhalten wurden – und dafür scheinen sich Kulturgebäude als Ausdruck des Bürgerstolzes gut zu eignen –, die aber von vornherein oder durch aktuelle wirtschaftliche Malaisen aufgrund eines Mangels an Unterhalts- und Betriebskosten und geeigneten Personals ausgehungert wurden. Superbeispiel: Das Theater von Dessau, das von seiner Größe (die nur noch wenig mit der heutigen Einwohnerzahl zu tun hat) und vollkommen fehlender Wahrnehmung staatlicher Verantwortung erstickt wird.

Viel Geld wurde gerade nach Mauerfall in die „kulturelle Infrastruktur“ – sprich Bau und Erhalt von Gebäuden – in Kulturimmobilien der östlichen Bundesländer gesteckt (ohne Folgekosten abzusichern), andere aber – vielleicht hässlich und grau und dennoch tief verwurzelt im kulturellen Alltag – wurden stillgelegt, obwohl die Nutzer heftig protestierten. Die Stilllegung der Kulturpaläste geht in Zeiten finanzieller Notstände der Kommunen – und diese herrschen gerade – weiter. Das exzellente Kulturzentrum Schloss Morsbroich in Leverkusen ist nur eine winzige Distanz von der Spitze des Schließungs-Damoklesschwertes entfernt. Hier geht es auch um die Identität einer Stadt, die nicht nur durch den großen Chemiekonzern, sondern auch von der Fußballmannschaft und der Kultur geprägt ist. Wolfsburg steht Ähnliches bevor.

Neue Denkstrukturen

So bitter diese Prozesse sind und so notwendig es ist, Barrieren gegen diesen Verfall aufzurichten: Umso wichtiger ist es, die Seele des Gemeinwesens neu zu bedenken und zu betrachten – „Kulturelle Infrastruktur“ anders als bisher meist geschehen zu begreifen: und dies eben nicht (nur) über die Stadthalle, das tolle Museum, das großartige Festival, die liebevoll gepflegte Altstadt, das neue Musical-Theater, also „ge-

baute Infrastruktur“. Das ist die Hardware von Stadtkultur. Die Software, um die es mir bei dem notwendigen Reloading-Prozess geht, ist – überspitzt – eine neue Denkfähigkeit und ihre Nutzung. Sie kann neue Modelle, Optionen, Experimente und schließlich Handlungskonzepte voranbringen, die sich an Menschen mit all ihrem Erfahrungsgepäck und ihren Wünschen orientieren, an „Alten“ wie „Neuen“ Deutschen, an ihren kulturellen wie politischen Erfahrungen. Sie könnte ein großer Werkzeugkasten sein für Fundamentierung von lebendiger und lebenswerter Zukunft.

Hermann Glaser, der große Alte im Vordenken demokratischer Kultur, entwickelte die Begrifflichkeit der „sozial-ästhetischen Infrastruktur“, das heißt die Schaffung von Lebensbedingungen, die menschenwürdiges Leben möglich machen. Sie schließt im Kontext der neuen Urbanitätsdebatten (manchmal ein wenig klapprig gewordene) Ziele wie Kohäsion, Inklusion, Teilhabe und Empowerment ein. Sie reduziert sich nicht auf Fördermaßnahmen für heruntergekommene Stadtteile, sondern fordert eine neue grundsätzliche Denkstruktur für Leben in Gemeinwesen. Das wichtigste Element einer neuen und nachhaltigen kulturellen Infrastruktur im Kontext sozialer Stadtentwicklung – die für arme wie reiche Kommunen gilt – sind neue partizipative Governance-Strukturen als generelles politisches Konzept, das sich nicht auf ein besonderes Programm (wie „Soziale Stadt“) reduzieren lässt. Dieses Konzept von „sozial-ästhetischer Infrastruktur“ löst sich nicht völlig ab von „Gebautem“: Urbanität hat immer auch mit Steinen, Zement, Stahl und Glas zu tun. Deshalb bezieht es sich auf sehr unterschiedliche Ebenen, auf real Gebautes wie auf reale Institutionen sowie auf Kunstproduktion und -präsentation, doch mindestens gleichwertig auf Konzepte, Leitideen, partizipative Kulturentwicklungspläne, Strukturen kultureller Bildung, Qualifizierungsmethoden, Benchmarking und Evaluierung, auf Kommunikations- wie auf Förderstrukturen.



Demokratisierung des kulturellen Lebens

Deshalb gilt es, für ein neues Verständnis von kultureller Infrastruktur besonders die Bedeutung von Partizipation und Öffnung beziehungsweise Demokratisierung des kulturellen Lebens zu bedenken, doch auch die Notwendigkeit offener und bedeutungsvoller Identifikationsorte für alle und der Schaffung von Voraussetzungen der Teilhabe daran auf den Weg zu bringen: um gemeinsame Verantwortung.

Governance: ein modisch geliebtes Wort, das Bereitschaft zur und Realisierung von Gewaltenteilung ausdrücken soll, und zwar nicht die klassische zwischen Legislative, Exekutive und Jurisdiktion, sondern die zwischen staatlichem, privatwirtschaftlichem und „drittem Sektor“, also dem Bürger und seinem (bürgerschaftlichen) Engagement. Der erste und zweite „Sektor“ geht meist nicht weit genug in seiner respektvollen Distanz, und der dritte wird (vor allem von der Politik) viel beschworen, aber selten konsequent gefördert und realisiert. Und dennoch schleicht sich ein ernsthafter Paradigmenwechsel ein, der zu befördern ist – obwohl, ehrlich gesagt, jeder von uns die Momente kennt, wo er Beteiligung anderer an Entscheidungen (und wenn es der Streit um das Kleid ist, das die Tochter heute anziehen soll oder will) nur als Zeitvergeudung wahrnimmt.

Es gibt immer wieder arge Rückschläge: Der Umgang des Senats von Berlin mit der Entscheidung über die Zukunft des Tempelhofer Feldes hat mit Sicherheit zu der Volksentscheidung „für die Freiheit“, also die Nicht-Bebauung geführt, weil die Senatsstrategie, die eine Teil-Bebauung wollte, aus allzu vielen Tricks bestand. Diese Altlast des Misstrauens wird Glaubwürdigkeit einer Governance-Gewaltenteilung noch lange belasten. Doch es gibt auch spannende, innovative Vorhaben: Die Bemühungen in München, an den Plänen für die Bebauung der Bayern-Kaserne und der Sanierung von Neuaußing tatsächlich potenzielle zukünftige Bewohner – und insbesondere die mit einer diversen Geschichte – mit ihrer Sachkunde zu beteiligen, erwecken Hoffnungen auf neue Methoden der Stadtplanung (Referat für Stadtplanung und Bauordnung und Sozialamt 2016). Und in Hamburg ruft der Senat mit einer interaktiven Karte im Netz nach viel Streit seine Bürger auf, sich mit den existenten dort veröffentlichten Standorten von zu bauenden Flüchtlingsunterkünften auseinanderzusetzen und nicht nur Vorschläge abzulehnen, sondern selbst die Standorte vorzuschlagen, die geeignet erscheinen: Ob das versprochene Ernstnehmen der Vorschläge wirklich erfolgt, wird demnächst zu erkennen sein: Es könnte ein interessantes Vorgehen sein.

Und was hat das alles mit „Kultureller Infrastruktur“ zu tun? Sicher sehr wenig mit der Infrastruktur à la Stadthalle, aber sehr viel mit der „Kulturellen Infrastruktur reloaded“. Denn da geht es ja um neue Denkfähigkeiten und deren Nutzung von Erfahrung zu neuen, in partizipativen, inkludierenden, Teilhabe herausfordernden Prozessen. Wer dies je versucht hat – als

Teilhabe wünschender und potenziell Teilhabender –, weiß, wie unsäglich schwer dies ist, vor allem dann, wenn nicht nur die Quasi-Professionellen sprechen sollen, die immer dabei sind, sondern die vielen anderen, denen Mut und Sprachgewalt fehlen, ihre Ideen zur Sprache zu bringen.

Denken in Potenzialen

Die Sprachen der Kunst und Kultur können neue Sichten öffnen – als eines der Instrumente aus dem Werkzeugkasten, denn die Perspektive der Kultur birgt andere Möglichkeiten: Sie kann und soll sich an den Potenzialen und den Möglichkeiten, diese zu entwickeln, orientieren. Programmatisch und beispielhaft dafür stand im Rahmen meiner eigenen Kulturarbeit eine stille Kunstaktion mit dem Namen „Die schönen Ecken“ im Kontext eines Projekts, das Kunst und Stadtentwicklung in der schon fast aufgegebenen Trabantsiedlung Gropiusstadt vereinte: Um eine Vorstellung davon zu bekommen, wohin die Gropiusstädter ihre Stadt gern entwickelt sähen, fragten wir sie nicht, was sie störe, sondern wir baten sie, für uns zu fotografieren oder zu zeigen, was ihnen besonders gut gefalle – in der Hoffnung, Planer und Architekten damit anzuregen (s. Kolland 2002).

Die Ermutigung zu diesem Denken in Potenzialen ging ausgerechnet von der Europäischen Beschäftigungs- und Sozialkommission aus, die als Ergebnis einer großen Studie zu Partizipation formulierte: „Die Teilnahme an kulturellen Aktivitäten ist eine wichtige Möglichkeit, mit der Menschen und Gemeinschaften ihre eigene Identität bestimmen und ausgestalten und diese anderen vermitteln. (...) Somit ist die Kultur ein Mittel für die aktive Teilhabe an der demokratischen Gesellschaft. (...) Im Vergleich zur Sozialpolitik ist für kulturelle Aktivitäten entscheidend, dass diese einen positiven Ausgangspunkt haben: Menschen werden nicht als Problem, sondern als potenzielle und konkrete Bereicherung angesehen.“ (Europäische Kommission Beschäftigung & Soziales 2004, S. 86) „Kulturelle Infrastruktur reloaded“ ist sich dieser möglichen Kraft von Kultur bewusst und sucht immer wieder Möglichkeiten, Rahmenbedingungen und Entwicklungschancen dafür zu bieten. Beste Bündnispartner dafür sind Künstlerinnen und Künstler mit ihrem Vertrauen auf die Wirkkräfte der Kunst und ihre kommunikativen Fähigkeiten und Potenziale: Im Regelfall nicht, indem sie „Kunst am Bau“ oder „Kunst im öffentlichen Raum“ entwerfen, sondern indem sie sich aktiv in diesem „Reloading-Prozess“ beteiligen, indem sie Wahrnehmungs-, Erkenntnis- und Veränderungsprozesse befördern, nicht als Heilsbringer, sondern oft genug als Provokateure und sich einer vermeintlichen Normalität Widersetzende.

Impulse für die Seele des Gemeinwesens

Künstler aller Genres werden in einem Stadtentwicklungsprozess, der eine neue Kultur des Zusammenlebens anstrebt, dringend gesucht. Natürlich, man braucht Investoren, und



man braucht Behörden, die möglichst schnell und vernünftig die Prozesse strukturieren, aber man braucht ebenso dringend Künstler und Kulturarbeiter, die Impulse für die Entwicklung der Seele des Gemeinwesens aussenden. Und die brauchen wiederum Arbeitsräume und bezahlbare Wohnmöglichkeiten – wobei wir wieder bei kultureller Infrastruktur gelandet sind, aber keine der Mindestausstattung in Form von Stadthallen, sondern eher in Form von Menschen und Räumen, die diese neue „kulturelle Infrastruktur“ im sozialen Raum möglich machen.

Um nicht missverstanden zu werden: Man braucht in jedem Gemeinwesen Räume – gebaute Räume –, die dafür geeignet sind, Kunst und Kultur zu präsentieren, solange es Publikum mit diesem Bedürfnis gibt. Und es gibt auch die respektable Pflicht der weltweiten Kulturtradition gegenüber, sie zu pflegen und möglichst weiterzuentwickeln. Aber es ist nicht im Grundgesetz verankert, dass große, teure Gebäude den ganzen Tag für die Öffentlichkeit geschlossen zu sein haben, um abends oder am Sonntagnachmittag für eine kleine Bevölkerungsgruppe repräsentativ wirken zu können. „Kulturelle Infrastruktur reloaded“ heißt auch, neu über vorhandene Räume nachzudenken, sie vielfältiger und anders zu nutzen, z.B. dafür, was am dringendsten benötigt wird: als Treffpunkte, als Begegnungsräume.

Dieser Prozess muss umso dringender vorangetrieben werden, je mehr sich die Kommunen – ob groß oder klein – verändern, und das tun sie rasant. Das Veränderungspotenzial ist längst angekommen – durch die vielen Millionen von Menschen, die seit Jahrzehnten als Neubürger, als Kriegsflüchtlinge nach dem Zweiten Weltkrieg, als „Gastarbeiter“ oder Asylsuchende nach Deutschland kamen und hier ihre Heimat gefunden haben, und seit einem Jahr als Geflüchtete, die Krieg und Armut in ihrer Heimat nicht mehr ertragen haben. Neue Wohnungen werden in Ballungsräumen dringend benötigt, in anderen Regionen wiederum herrscht Leere und Öde: ein wichtiges, aber kein kommunales Thema, sondern eher des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung und der Flächenländer.

Teilhabe und Inklusion mittels Kunst und Kultur

Doch unabhängig vom regionalen, räumlichen Kontext: Kulturelle Infrastruktur gerade in ihrem „reloadeden“ Selbstverständnis kann eine wichtige Rolle im Gemeinwesen spielen: Kunst und Kultur kann Kommunikation herstellen, indem man etwas zusammen tut, etwas versucht gemeinsam zu gestalten, indem man sich auf etwas verständigt, was über rein verbale Kommunikation viel schwerer möglich ist; man kann Botschaften mitteilen und verstehen, die jenseits normaler sprachlicher Mitteilungsfähigkeit liegen. Man kennt die Wirkungen gemeinsamen Singens, wobei aber der Umkehrschluss, Musik kenne keine Grenzen, falsch ist. Möglicherweise ist die Chance, mit Kulturarbeit gemeinsame Foren und Begegnungsor-

te zu konstruieren, das wichtigste Potenzial insbesondere für gelingende Diversity-Realisierung. Die Talkshows, offizielle Debatten und Maßnahmenpakete quellen über von Reden über Integration insbesondere der Geflüchteten, möglichst schnell und geräuschlos, oft missverstanden als möglichst perfekte Anpassung, zukunftssträchtiger und respektvoller aber auch in die Hände genommen als Weg zu gesellschaftlicher Teilhabe und Inklusion.

Damit Integration in letzterem Sinne Wirklichkeit werden kann – und hier muss man über sehr lange Zeithorizonte nachdenken –, geht es aber darum zu verstehen, dass es nicht um „Wellen“ geht, die über die Städte heute hineinbrechen, sondern dass Menschen, und zwar sehr unterschiedliche, ankommen. Sie gilt es kennenzulernen, und dies gelingt nur, wenn man sich begegnet. Begegnungsräume kann es unendlich viele geben, aber sie müssen aktiv betrieben werden. Dies tun – und ich meine nicht Flüchtlingsheime! – Sozial- und Nachbarschaftsinitiativen, Sportvereine, Kirchen.

Begegnungsräume sind so gut wie sie – natürlich öffentlich zugänglich – genutzt werden. Treibstoff für diese Nutzung, die möglichst eine aktivierende sein sollte, kommt oft genug aus der „kulturellen Infrastruktur reloaded“ und ihren Handlungskonzepten. Ein US-amerikanischer Kulturforscher verglich die Möglichkeiten des Kulturlebens mit denen eines Kontaktshofs: Es bietet ein hervorragendes – weil nicht sofort existenzbedrohend und freiwillig – Übungsterrain für Gesellschaft, indem sie sich als transkultureller „Kontaktshof“, als „contact zone“ anbietet¹. Kultur bietet eine Plattform, auf der sich Menschen unterschiedlicher Kulturen präsentieren, anbieten, begegnen, um Partner werben können, sich kurzfristig zusammentun, sich aber auch wieder trennen können und nicht eine pseudoglückliche Multikultigesellschaft darstellen müssen – sich jedoch auch langfristig zusammentun können, dies allerdings auch verbunden mit Anstrengungen, Schmerzen und temporären Verlusten, meist aber getragen von Vertrauen.

Kunst und Kulturprojekte können als „gemeinsame dritte Sache“, als Fokus, als Labor für Situationen des gemeinsamen Agierens und als Plattformen des gemeinsamen Gesprächs dienen, die Kennenlernen und Handeln auf verschiedenen Ebenen ermöglichen – außerhalb der Konfliktsituationen, in denen sonst Kontakt meist stattfindet, außerhalb von existentiellstem Leistungsdruck, frei von Angst. Manchmal geht es „nur“ darum, Gelegenheit, Raum und Zeit zu schaffen, um sich gegenseitig zuzuhören (Kolland 2012). Dazu braucht man keine neuen Räume, aber Begegnungs- und Öffnungsbereitschaft. Wie das in kleinen Gemeinwesenstrukturen aussehen könnte, hat z.B. ein Modellversuch von Kinder- und Jugendchören, verstanden als Orte transkultureller Teilhabe, eben gezeigt (Ermert 2016).

¹ Vortrag von Tomas Ybarra-Frausto bei dem „7. Forum Globale Fragen“ zum „Dialog der Kulturen“ im Auswärtigen Amt Berlin am 16. Mai 2002



Neues Ausbalancieren von Raum

Gebraucht wird Offenheit und Kooperationsbereitschaft von all denen, die im öffentlichen Raum agieren und deren Zusammenwirken letztlich Urbanität möglich macht. Ein neues Ausbalancieren von Raum – und das darf man nicht an Stadtplaner abschieben! – muss gewagt werden, unter Nutzung von Strategien der Kultur, der neuen „Kulturellen Infrastruktur reloaded“, und durch die Menschen, die diesen Raum bewohnen werden. Es ist die Herausforderung der Stunde – und auch wieder nicht, denn es ist keine, die jetzt erledigt werden kann: Die neue Balance ist nicht zu konstruieren, sie wird im direkten Sinn des Wortes erlebt werden. Der Urbanist Robert Kaltenbrunner formuliert diese Unabsehbarkeit: „Tatsächlich stellt sich die Frage, ob Stadtentwicklung nicht etwas mit der Spieltheorie zu tun hat, der zufolge die Spieler sich entscheiden, ohne die einzelnen Gegebenheiten des Problems zu kennen (...)“ (Kaltenbrunner 2016, S. 7) Er beruft sich dabei auf den Stadtsoziologen Hartmut Häußermann: Urbanität sei „nicht das Ergebnis bewusster planerischer Entscheidung (...), sondern das Ergebnis einer Entwicklung, an der eine Vielzahl unterschiedlicher Akteure, Interessen und Initiativen usw. beteiligt sind. In diesem vielschichtigen Prozess entsteht, wenn es

gut geht, ein urbaner Ort. Planung behindert solche Prozesse eher, als dass sie diese befördert.“ (zitiert nach Kaltenbrunner)

Kommunikation ist Voraussetzung für Netzwerkbildung, und Netzwerke, die zu solidarischer gegenseitiger Unterstützung beitragen, können ein wichtiger Anfang von gemeinsamem Erfolg sein.

Dr. Dorothea Kolland
Berlin

Quellen:

Referat für Stadtplanung und Bauordnung und Sozialamt/Stelle für interkulturelle Arbeit (Hrsg.) (2016): Vielfalt im Blick. Interkulturelle Planungsbeteiligung. Dokumentation. München.

Kolland, Dorothea (2002): Kultur – Werkstatt für Entwicklung. In: Dorothea Kolland (Hrsg.): Der lange Weg zur Stadt. Die Gropiusstadt im Umbruch. Berlin.

Europäische Kommission Beschäftigung & Soziales (2004): Gemeinsamer Bericht über die soziale Eingliederung. Brüssel.

Kolland, Dorothea (2012): Diversity – Balanceakt zwischen Vielfalt und Differenz. In: Dorothea Kolland: Werkstatt Stadtkultur. Essen.

Ermert, Karl (Hrsg.) (2016): Chormusik und Migrationsgesellschaft. Wolfenbüttel.

Kaltenbrunner, Robert (2016): Bühne für alle. In: Der Tagesspiegel, 1. Mai 2016.